

Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

Abonnementspreis pro Monat einschließlich Bringerlohn 70 Pfg., bei Selbstabholung 60 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage „Neues Welt“ einschließlich Bringerlohn 80 Pfg., bei Selbstabholung 70 Pfg. — Durch die Post bezogen vierteljährlich 2.10 Mk., für 2 Monate 1.40 Mk., für 1 Monat 70 Pfg., ausschließlich Postgebühren.

Redaktion: Tauhaer Str. 19/21.
Telegramm-Adresse: Volkszeitung, Leipzig.
Telephon 2721.
Sprechstunde: 6—7 Uhr abends.

Inserate werden die 5 gespaltene Zeile ober deren Raum mit 25 Pfg., für Gewerkschaften, politische und gemeinnützige Vereine mit 20 Pfg. berechnet. Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Betrag ist im voraus zu bezahlen. — Schluß der Annahme von Inseraten für die nächste Nummer früh 9 Uhr. — Ausgegebene Inserate können nicht wieder zurückgezogen werden.

Die Leipziger Volkszeitung erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag und Expedition: Tauhaer Straße 19/21. Geschäftsjahr 8—12 und 2—7 Uhr. Sonn- und Feiertags geschlossen.

Tageskalender.

Bei der Reichstagsstichwahl in Hof ist der sozialdemokratische Kandidat unterlegen. (Siehe Deutsches Reich.)

Wilhelm II. hat im Anschluß an die Annahme der Handelsverträge verschiedene Auszeichnungen verliehen. (Siehe Leitartikel.)

In Petersburg drohen die Polizeistrukturen mit dem Zusammenbruch. (Siehe Die Revolution in Rußland.)

In Petersburg und Moskau ist die militärische Schreckensterrordnung proklamiert worden. Die Gariboldi haben sich der Regierung eidlach verpflichtet, jeden Widerstand des Zarenhauses direkt zur Rechenschaft zu ziehen. (Siehe Die Revolution in Rußland.)

Japan soll zum Frieden bereit sein. (Siehe Krieg in Ostasien.)

Ein Dankesroll.

* Leipzig, 24. Februar.

So ist denn das Werk vollendet, an das sich der Mund von Millionen und die Not und die Sorge von Millionen heften wird; die Handelsverträge sind in dritter Lesung angenommen. Als echtes Kind des Kapitalismus sind sie, wie dieser selbst, aus jeder Pore Schmutz- und Blut riechend zur Welt gekommen. An ihrer Wiege stand der Betrug, der Rechtsbruch, die Gewalt und ihre Spur wird durch Blut und Tränen, durch Verwüstung und Vernichtung gekennzeichnet werden.

Es gebührt sich, daß die Sandlanger jetzt ihren Lohn erhalten. Wilow wird zwar nicht Fürst, obwohl er doch diesen Titel genau so ehrlich verdient hätte, wie Piccolomini im Wallenstein. Dafür bekommt er aber die Marquise Wilhelms II., Posadowsky, der 12000 Mark-Graf, darf sich den Schwarzen Adlerorden umhängen, der dicke Robbielski das Großkreuz des roten Adlerordens an seinen speditigen Thorax heften, und Richterhofen ist von Stund an Mitglied des preussischen Staatsministeriums. Niemand wird leugnen können, daß die Männer diese Belohnungen verdient haben. Sie haben es verstanden, aus

der Haut des deutschen Volkes Nenzen zu schneiden und diese Nenzen zu Peitschen zu flechten. Das preussische Junkertum, in dessen Interesse diese „rettende Tat“ vom Jahre 1905 geschehen ist, wird diese Peitschen zu gebrauchen wissen und auch dem letzten deutschen Proletarier das Bewußtsein dafür einpeitschen, was es heißt, in einem Klassenstaate, in einem Junkerstaate zu leben. „Herrliche Ziele sind es, denen ich Euch entgegenführe!“ rief einst Wilhelm II. auf einem preussischen Provinziallandtage den Junkern zu. Heute können die Junker dankerfüllt sagen: in der Tat, wir haben es herrlich weit gebracht! Kein Zweifel! Wilhelm II. glaubt wirklich, daß die Handelsverträge von 1905 genau die gleichen Wirkungen haben werden, wie die Handelsverträge von 1892, deren Gegenteil sie sind. In seinem Brief an Bilow, in dem er ihm seinen Dank für den „schönen Erfolg“ ausspricht, heißt es wörtlich: „Mit Ihnen hoffe ich zu Gott, daß die Verträge eine neue Kräftigung der deutschen Volkswirtschaft und ein neues Band friedlichen Wettstreites zwischen dem Deutschen Reich und den uns befreundeten Ländern schaffen werden, die sich bereit erklärt haben, auf der durch sorgfältige Abwägung der beiderseitigen Interessen gewonnenen Grundlage mit uns ihre Handelsbeziehungen zu regeln.“ Leider besteht nicht die geringste Aussicht dafür, daß die kaiserlichen Erwartungen jemals erfüllt werden; denn es ist nun einmal Naturgesetz, daß entgegengesetzte Ursachen auch entgegengesetzte Wirkungen hervorrufen müssen.

Vom Standpunkte der politischen Partei haben wir noch am wenigsten gegen die Handelsverträge und die Art ihres Abschlusses einzuwenden. Es war noch niemals unser Schade, wenn der Raubtiercharakter der preussischen Junker und die elende Walschlappigkeit des deutschen Liberalismus sich so glänzend offenbart hat, wie diesmal wieder. Die Beschlüsse des deutschen Handelstages von letzter Woche bilden ebenso eine weithin ragende Schandensäule für die Freiheit der liberalen Bourgeoisie, wie die Getreidezölle für die Raffgier der konservativen Junker, und nicht mit Unrecht fiel während der Verhandlungen das alte und doch ewig neue Wort vom Schweneisglück der Sozialdemokratie. Aber auch noch in anderer Hinsicht wird der Weizen der politischen Partei in der Aera der Wilowischen Handelsverträge blühen. Mit Mitte der neunziger Jahre begann für die deutsche Industrie eine Periode unerhörten wirtschaftlichen Aufblühens, die freilich begleitet war von einer ebenso unerhörten politischen Verfaulung und Verlumpfung. Die herausragende Verrechnung des gesellschaftlichen Reichtums, die ungeheuren Profite der Unternehmer-

fanden ihre entsprechende Ergänzung in einem Byzantinertum, in einer politischen Knochenverweichung, wie sie gleichwärtlich und abstoßend in keiner Periode des deutschen Bürgerkrisis zu verzeichnen war. Für die Arbeiterklasse hatte diese Epoche die Bedeutung, daß sie den Gewerkschaften zu einer ebenso erfreulichen wie ungeahnten Stärke verhalf. Das verfloßene Jahrzehnt bezeichneter man mit Recht als das Jahrzehnt der Gewerkschaften. Aber so vollständig unberührt von dem politischen Niedergang dieser Periode blieb auch die deutsche Sozialdemokratie nicht. Man hatte Grund, trotz aller Wahlerfolge über den Mangel an tiefem politischen Interesse in den Massen zu klagen. Für diese so geartete Zeit waren die Caprivischen Handelsverträge die gegebene Politik. Sie ermöglichten der deutschen Industrie die Ausnutzung der günstigen Konjunktur und wirkten gerade dadurch erschaffend auf die revolutionäre Energie der Massen.

Die Wilowischen Handelsverträge, die, wie schon gesagt, das gerade Gegenteil der Caprivischen sind, werden auch in dieser Hinsicht den entgegengesetzten Effekt haben. Durch ihre wahnwitzigen Zolllasten auf die notwendigsten Lebensmittel, durch ihre künstliche Verkrüppelung der deutschen Industrie, der sie für ihren Wettkampf mit den ausländischen Industrien in unbegreiflicher Verblandung die Flecken durchschneiden haben, wird die Lebenshaltung der deutschen Arbeiter, die sich in der verfloßene Epoche einer beschreibenen Besserung erfreuten, wieder heruntergeschraubt. Die Erfolge, die eine jahrzehntelange treue und emsige gewerkschaftliche Arbeit erreicht hat, werden durch einen einzigen Akt der politischen Gewalt wieder in Frage gestellt, und gerade dadurch wird mehr Aufklärung über die Grenzen der gewerkschaftlichen Kleinarbeit verbreitet, als durch zahllose Reden und Artikel geschehen könnte. Die politischen Schreier werden durch den Gang der wirtschaftlichen Entwicklung an die Wand gequetscht, die eingeschlärfte revolutionäre Energie der Massen wird unter den schmerzenden Peitschenhieben der neuen Handelsverträge vom Lager geschleudert und zum Kampf um die politische Macht gedrängt werden. Das ist zu einem nicht geringen Teile das Werk Bilows und Genossen. In der Tat, hätten wir Büsten und Orden zu vergeben, auch wir würden die edle Kinnpappe reichlich bedenken.

Diese neu entfachten politischen und revolutionären Instinkte werden auch, wenn die Wetterwolken am politischen Himmel nicht trügen, reichlich Gelegenheit haben, sich zum revolutionären Bewußtsein zu entwickeln. Die russische Revolution steht am Firmament. Was wirt bisher von ihr

Organisierte Arbeiter, gedenket der notleidenden Bergarbeiter!

Seuilleton.

Das schlafende Heer.

Roman von G. Viebia.
(Nachdruck verboten.)

Auch er schwieg. Ohne zu sehen, glitten seine Blicke über die weiten Felder und die gepuderten Menschen, die alle zum Wlach eiften. Er wandte den Kopf noch einmal zurück in der Richtung nach Deutschland — da schwand eben der Lysa Gora.

Es war heut wenig Hoffnungsfreudigkeit in der grauen Luft, am Tage von Maria Verkündigung.

Auch die Bräuer hatten sich auf den Weg zum Abfahrgenacht: der Mann, die Frau, das Setztchen, der Sohn und die Schwiegerdöchter. So waren sie ein ganzer Trupp. Valentin hatte erst nicht mitgemollt, aber die Mutter hatte ihn zugeredet: warum wollte er sich ausschließen? Welch Gott, er kam auf viel bessere Gedanken, wenn er mitging! Und ein forschernder Blick hatte sein nachdenkliches Gesicht gestreift: fühlte er sich nicht wohl, warum war er jetzt oft so still? Aber er hatte sie beruhigt: nein, er war ganz gesund, sie brauchte sich nicht zu sorgen. Er war eben nur nicht mehr der ledigen Purche, er war nun ein Ehemann, der was zu bedenken hatte. War es nicht zum Beispiel unrecht, daß er jetzt fortging und den Krug allein ließ? Darüber war Stafia nun ganz ruhig. Sie lachte: „allem —?! Der Vater war ja da und führte die Aufsicht!“

Valentin erwiderte nichts hierauf, aber sein Gesicht zeigte, daß ihn das durchaus nicht beruhigte.

Stafia sah es, und ihr Ton wurde gereizt: dann hätte er doch zu Hause bleiben sollen, hatte sie ihn etwa dazu gedrängt, mitzugehen, he?

Das war es ja gerade. Daß sie ihn so wenig zugeredet hatte, das hatte Valentin nun doch bestimmt, mitzugehen. Er wollte nicht immer derjenige sein, der beiseite stand, wenn sie mit Pan Szulc schwatzte. Und daß dieser sich einfinden würde, das war er gewiß. Ein dummer Groll gegen den Inspektor erfüllte ihn. Der hatte ihm zwar nie etwas zuleide getan, war stets höflich, aber wenn er nur die Wirtschaft betrat, wurde ihm schon heiß und kalt. Er mochte es nicht, wenn der so verträut mit Stafia sprach, wenn der mit Stafia lachte und er nicht mitlachen konnte. Ha, wie er ihn hatte, den — den — Poladen!

Vormals hatte er sich oft über den Vater verwundert — wars nicht gleich, ob polnisch ob deutsch?! Aber jetzt — ach!

Er seufzte, als er Stafia vor sich hergehen sah, mit der ganzen Pierlichkeit, die ihr eigen war. Wie er dieses Weib liebte, so von ganzer Seele, so über alle Maßen, — aber liebte sie ihn?

Die heißen Blicke seiner weit gewordenen Augen hingen sich an sie. Ach, wenn sie doch von Glas wäre, daß er sie durch und durch gucken könnte! Mochte sie ihn wirklich leiden?! Oder war er doch immer noch der Niemieter, der Fremde?!

Er wollte ihr ja alles zuliebe tun. So viel polnisch hatte er schon gelernt, aber immer noch nicht genug, immer noch nicht genug — sie war noch immer nicht sein!

Gehörte sie nicht jemand anderem viel, viel mehr? Aber wer war dieser andre? Wenn er das nur wüßte! Alle Menschen, mit denen sie sprach, ließ er bei sich vorbeipassieren: ihre Eltern, den Wikar, Pan Szulc — alle — er hatte sie alle.

Aber allein schuld waren die nicht!

Mit einer trostlosen Frage irrt sein Blick über das weite Land — was trennte ihn denn noch von ihr?

Ach nichts, gar nichts, es war ja nur seine eigne Dummheit, die ihn quälte! Konnte man wohl eine bessere, eine schönere Frau finden?

Und wars nicht auch schön hier in Polen? Auch in Polen ließ sich leben, so gut wie am Rhein. Valentin, Valentin Bräuer, sagte er zu sich selber und gab sich mit der flachen Hand einen Schlag vor die Stirn, sei doch mit eso dumm! Und mit einem plötzlichen Entschluß wahte er seinem jungen Weibe leise von hinten und drückte ihr einen Kuß auf die Schulter.

Sie schrie auf. „Wia frei, was für ein Frecher!“ Aber dann lachte sie unbändig: ach, der Walek wars! Der Kitzte ja die Schulter, wie einer von hierzuland! Da — da — auch den Kleiderärmel!“ Sie hielt ihm ihren Ellbogen hin. Und: „Da — da auch: padam do nog!“

„Lacht doch die Dummheiten“, sagte Vater Bräuer. Es ärgerte ihn, daß der Junge sich so zum Narren halten ließ. „Gibt dat doch auf“, brummte er.

Aber die Schwiegerdöchter lachte: „Wenn er doch will!“ Und Valentin an der Hand lassend, zog sie ihn mit sich, ein wenig abseits von den andern und fiel ihm da, gedekt von einem strauchartigen Holzbirnenbaum, der am Grabenrand stand, um den Hals. „Walek, mein Lieber, o du meine Seele, Komm, Kisse mich!“

So liebeheiß war sie lange nicht gewesen. Es durchrieselte den jungen Mann wie ein Feuer. Ach, wenn er nur erst Vater wäre, wenn sie nur erst einen kleinen Jungen kriegt oder ein kleines Mädgen, gleichviel, nur ein Kind, dann würden sie sich doch ganz anders verstehen! Ein Licht ging ihm plötzlich auf am grauen Horizont, eine Hoffnung, leuchtend wie die Sonne: ein Kind, ein Kind mußten sie nur erst haben! Wenn das in der Wege lag, dann war alles, alles gut!